

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Roger Willemsen u. a.
Denk mal! 2015

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALTSVERZEICHNIS

ROGER WILLEMSEN	
»Kinderleben«	7
NINA PAUER	
»Die Angst vor dem verlorenen Ich«	32
GERALD HÜTHER	
»Wer ist ›Wir‹?«	45
HANNE TÜGEL	
»Wer weiß, redet nicht ...«	61
STEFAN KLEIN	
»Weniger ist Glück«	73
RAINER ERLINGER	
»Wer einmal lügt ...«	105
KAI BIERMANN/MARTIN HAASE	
»Eine politische Grammatik«	141
ROBERT PFALLER	
»Wofür es sich zu leben lohnt ...«	166
JOACHIM HELFER	
»Die Freiheit ist weiblich«	182

ANTJE RÁVIC STRUBEL	
»Sehen und Sprechen«	188
ARNOLD RETZER	
»Unsere depressive Erfolgsgesellschaft«	194
HARALD WELZER	
»Warum ist der Klimawandel eigentlich so toll?«	208
CAROLIN EMCKE	
»Liberaler Rassismus«	221
Anhang	230

ROGER WILLEMSSEN »Kinderleben«

»Am Anfang war alles beisammen«, sagt der griechische Philosoph Anaxagoras, »dann kam der Verstand und schuf Ordnung.« Der irreparable Mensch ist der Mensch, der das Chaos hinter sich hat und die Ordnung in der Marotte, in der Konvention, in den Tröstungen der Gewohnheit, im Tic, in der Routine, im Stil findet. Er wird nichts mehr. Kultivierte er früher vielleicht noch das aufklärerische Ideal, das Ich-Gebilde müsse stetig, plausibel, aus sich heraus entwickelt aufsteigen, so blamiert das Selbstbild im Knacks jede Vorstellung einer sich zielgerichtet entwickelnden Persönlichkeit. Am Ende erweist er sich als allenfalls amüsierbar.

Es gibt selbst im Leben des Kindes einen Ernst, der das Eigentliche vom Uneigentlichen trennt. Das Eigentliche verbindet sich dem Überleben.

In der Nacht wachte ich als Kleinkind davon auf, dass ich nicht mehr atmete. Die Luft war in der Brust stehengeblieben, vielleicht eine Tasse voll, in ihrem reglosen schwarzen Spiegel reflektierte nichts. Das war früher schon passiert, ich musste nur warten, dass der Atem wieder zu fließen beginnen würde, aufwärts, um die Lungen zu füllen, oder abwärts, um sie endlich auszuleeren.

Ich schlug mit den Wimpern, um die Sauerstoffzirkulation anzuwerfen. Nichts zu sehen, kein Schatten, keine Aufhellung.

Als sei ich zeitgleich erblindet. Dazu ein Zehren in der Brust, so als müsse jeden Augenblick das Vakuum dort implodieren und das Licht fiel wieder durch einen Riss in der Nacht: aber nur um den Tod zu beleuchten. Und während die Luft immer noch stand und das Dunkel durch die geöffneten Augen in den Kopf eindrang, harkte ein Croupier mit dem Rechen lauter Kinderbilder zusammen – ein sonniges Mauerstück im Hof, ein schmutziges Läppchen, ein Butterkügelchen auf einem geschnitzten Brett –, warf sie durcheinander und ließ sie verschwinden, bis nur noch das Spielfeld blieb, und dann die Angst, jetzt, in diesem Augenblick, abgeschafft zu werden.

Und als es schon fast zu spät ist, weil selbst die Angst durchlässig wird und unbedrängten Bildern Platz machen will, ruckt der Atem, nur zwei Zentimeter höher (also aufwärts ging es), und dann in einer Talfahrt hinab, in einem langen seufzenden Gleiten. Du atmest. Es wird dir nichts geschenkt. Am nächsten Morgen ist alles zunächst ein bisschen leerer.

Als Kind habe ich geglaubt, man käme direkt aus dem Nichts. Warum sollte ich auch nicht noch mit dem Nichts behangen sein, mit einer Sphäre des Unbewussten? Ich war noch nicht lange am Leben. Kannte ich nicht deshalb den Tod besser? In einer Selbstmord-Statistik aus den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts sind schon Fünfjährige erfasst, die sich das Leben nahmen. Die meisten von ihnen sprangen aus dem Fenster, ich dachte damals, wie Eichendorff schreibt, »als flögen sie nach haus«.

Warum sollte das Gefühl des Heimwehs nicht älter sein als die Erfahrung der Heimat? Warum sollte nicht fehlen können, was man nie besaß? Wahrscheinlich ist selbst anderen Gefühlskomplexen – der Liebe, der Begierde, der Enttäuschung – manchmal etwas wie Heimweh beigemischt.

Trotzdem spricht die erwachsene Welt gerade dem Kinder-Suizid gegenüber gern vom »Appell«, von »Signalfunktion«.

Als ob es eine einzige menschliche Handlung gäbe, die nicht auch sprechen und eine Wirkung hinterlassen wollte! Bei der Betrachtung eines solchen Kinderlebens aber findet man vielleicht nichts: keine Sünde, keine Angst vor Strafe, keine Herzlosigkeit der Alten, kein Trauma der Institutionen. Der Tod steht in sich, als sei er schon vorher da gewesen.

Das Kind, der Halbwüchsige, sie können vielleicht, was das 19. Jahrhundert in seinen Totentänzen konnte: Den Tod als Freund denken, so wie er am Bett wacht, hinter dem Schreitenden auf der Brücke wartet, im Kellergewölbe die Kerzen behütet, ganz wie ein Schutzengel. Diese Jungen, sie kennen den »Gevatter Tod« der Märchen nicht als Dämon, nicht ausgestattet mit der Psychologie des Verführers, des Schurken oder Betrügers. Den Tod als Mentor kennen sie, als Seelsorger. Als das erhabene Hohlbild aller realen Freunde können Kinder ihn denken, sind sie doch von den Zudringlichkeiten öffentlicher Lebensfreude erst gestreift und den Anforderungen des erwachsenen Lebens vielleicht nicht besser gewachsen als dem Mysterium des Todes.

So hat, wenn Kinder und Halbwüchsige aus dem Leben gehen, ihr Gestus etwas von der österreichischen Wendung für den Suizid: Die Sich-heim-Drehenden sind es, die erkennen durch Erfahren.

Die erste Verstandesordnung, in die das Kind von der Schule des Lebens eingeführt wird, ist die logische. Wer nicht zählen kann, kann auch nicht erzählen. Also unterwirft sich das Kind die Welt zuerst durch die Grundrechenarten und lernt so den Vorgang des Addierens und Substrahierens. Es sagt nicht »Substrahieren«, und es sagt nicht »Minus«, es sagt: »Abziehen« und »Weniger«. Es ist die Zeit, in der ein Verb noch »Tu-Wort« heißt und ein Adjektiv »Wie-Wort«. Denken wir also an Abertausende geballte Kinderfäuste, in denen ein Stift

steckt, und diese Kinder lernen auf dem Papier zu kalkulieren: Fünf weniger Drei, Zehn weniger Sieben. Vielleicht bringt das Bewusstsein hier eine Erfahrung auf den Begriff, die es in der materiellen Welt als Erstes erfährt: Etwas wird weniger, die Milch, das Essen, das Tageslicht, selbst die Tafelkreide.

Dass die Welt schrumpfen kann, dass sie jeden Einzelnen mit dem Mangel bedroht und das Geschenke entziehen kann, mit dieser Erfahrung beginnt die Reife. Denn einerseits entfaltet das Glück seine Großherzigkeit gerade darin, dass es den Glücklichen in die Mitte des Überflusses setzt, andererseits findet dieser seinen Platz darin, indem er sich bescheidet. Das Unerschöpfliche erweist sich als erschöpflich, das dem Einzelne Zugemessene rationiert.

Der Prozess der Reife beginnt also, wo der Einzelne in die Kategorie des »Weniger« eintritt, weil er weniger Habe, aber auch weniger Geist, weniger Gefühl, weniger Urteil, weniger Sprache, weniger Emphase besitzt, weil er sich als Mangel erkennen und seine Individualität aus soviel Mangel gewinnen muss. Das ist eine soziale Erfahrung, die Geburt des Einzelnen als »zoon politikon«.

Zugleich mischt die Erfahrung der eigenen Minderwertigkeit dem Heranwachsen und Reifen ein Kontrastmittel bei, das hilft, alle Farben einer Persönlichkeit umso stärker hervortreten zu lassen. Wie ein Mensch sich der Erfahrung des Mangels, der Niederlage, des Scheiterns, der Verminderung seines Selbstgenusses stellt, sagt mehr über seine Persönlichkeit aus als sein Umgang mit Triumphen.

Es handelt sich also um gegenläufige Prozesse: Während sich der Mensch im Verlauf der Kulturgeschichte erst zur vermeintlichen »Krone der Schöpfung« emanzipiert, gewinnt er in der Individualgeschichte allmählich das Bewusstsein, auch weniger zu sein und zu werden.

Es ist dies der Prozess, den man das Altern nennt, das Wel-

ken, Vergehen, Verfallen, Hinscheiden, eine Erfahrung, die vom Leben immer reicher orchestriert wird: Weniger Haare, weniger Zähne, weniger Luft, weniger Schlaf, weniger Spannung, weniger Kraft. Und diese Verminderung findet in der Welt außen ihre Entsprechung: Weniger Spezies, weniger Wälder, weniger Atemluft, weniger Natur, weniger Ruhe, weniger Sicherheit.

Am Ende bewegt sich der Mensch zwischen zwei Sphären der Verminderung. Beide entziehen sich seinem Einfluss. Doch auch wenn man die Geschichte der Kultur nicht zuletzt als Anpassung an Prozesse der Verminderung verstehen kann und auch wenn das Altern den Einzelnen weniger werden lässt und ihm seine Hoheit sukzessive entzieht, bleibt es sein Privileg, den Mangel kompensieren zu können. Zuletzt kommt er, reduziert und reich zugleich, bei seinen Anfängen an, beim Schlichten, bei der Fülle im Wenigen, bei Dürers Satz: »Als ich jung war, erstrebte ich Vielfalt und Neuheit; nun in meinem Alter habe ich begonnen, das natürliche Gesicht der Natur zu sehen, und fange an zu begreifen, dass diese Einfachheit das allerletzte Ziel der Kunst ist.«

Die wirkliche Wirklichkeit, »das natürliche Gesicht der Natur«: Das Einfache, versiegelt durch eine Tautologie, der Verlust als Rettung in einer Sphäre des Verlierens.

Inseln, immer Inseln oder Halbinseln, meine ganze Kindheit ist voll von ihnen. Wann immer meine Eltern Ende der fünfziger Jahre ihren weißen NSU »Neckar« bepackten und Auslauf suchten, wussten wir Kinder: Meerumschlungen musste das Ziel sein und dem Freigang eine natürliche Grenze setzen. Meinem vor allem, denn gerne habe ich als Kind das Weite gesucht, bin aber nie weit gekommen. Das heißt, bis ans Meer bin ich immer gekommen, deshalb rührte mich später jene Zeile aus einem alten Seemannslied, in der es heißt: »Und des

Matrosen allerliebster Schatz muss weinend steh'n am Strand.«
In meiner Kindheit war ich Seemannsbraut, jedenfalls stand ich weinend am Strand.

Doch zugleich konnte mich dieser Zustand an sich ziehen mit erotischer Intensität. Immer hatte ich ein gepacktes Köfferchen unter dem Bett, bereit, jederzeit aufzubrechen, und später legte ich im Keller einen Vorrat aus Büchsen an, die ich bei meiner Flucht aus dem häuslichen Leben, einer Flucht in die Unbehaustheit, brauchen würde. »Ohne festen Wohnsitz«, das war damals als Prädikat so verführerisch wie »Staatsfeind Nr. 1«.

Auf der Insel Reichenau im Bodensee fing alles an. Mit einem Eimerchen und vollen Windeln über eine steinige Uferstrecke watscheln, das geht als Erholung durch in einer Zeit, in der man sich noch nicht erholen muss. Wenn man das Fruchtwasser noch nicht lange hinter sich hat, ist das Meerwasser eigentlich nur geschmacklich sensationell.

Außerdem ist man als Kind der Kindheit der Menschheit wahrscheinlich näher. Man bewegt sich gewissermaßen den ganzen Tag lang in vorgeschichtlichen Epochen, wird zu einem Teil der hackenden und sammelnden Kulturen, buddelt Gruben, Gräben, ganze Stollen, um die Erde zu gestalten, ihr etwas abzutrotzen, ihre Kraft zu brechen oder in ihr fündig zu werden. »Zeigebewegungen sind zu kurz geratene Greifbewegungen«, hat der Völkerpsychologe Wilhelm Wundt bemerkt. Kinder weisen in alle Himmelsrichtungen, und sie finden sogar die romantische Idee von den Schätzen im Erdinnern äußerst plausibel. Deshalb habe ich Jahre meiner Kindheit in der schließlich enttäuschten Hoffnung zugebracht, das Meer werde mir einen Goldklumpen oder Bernstein, den ich mir schwarz vorstellte, vor die Füße spülen.

Reichenau, Norderney, Borkum, Vrouwenpolder: In meinem Gedächtnis sind alle diese Eilande eins. Sand, Kies,

Schlick: Geblieben ist nichts als Materie. Ich schmecke kein Wasser-Eis, sehe keine Bikinis, rieche kein Piz Buin mehr, denn diese Inselferien waren wie Leben vor dem ersten Schöpfungstag. Diese Zeit bewegt sich nicht, sie ist gefeit vor dem Morbus der Veränderung. Mal ist Licht auf ihr, mal nicht. Was war, wird wiederkommen, es wird am nächsten Tag ganz genauso sein. Wenn es etwas gibt, das idyllisch ist an der Kindheit, dann ist es die Wiederholbarkeit: Man kann dieselbe Stelle in einem Märchen immer und immer wieder hören. Man kann die gleiche Speise immer und immer wieder auf die gleiche Weise verzehren. Zeige- und Greifbewegungen sind noch identisch.

Beim Betrachten von Kinderfotos: Man zieht eine Linie zwischen dem Erwachsenen und seinem Vorläufer. Von allen möglichen Metamorphosen der Person, herausdifferenziert aus dem Gesicht des Kleinen, erstarrt zu diesem einen Ausdruck – eine Variante bloß, aber offenbar die hartnäckigste, robusteste. Auf Fotos sieht man oft erst im Rückblick, welches der »eigentliche« Ausdruck dieses Gesichts ist, welches Gesicht hinter dem Gesicht saß und nicht gesehen werden wollte, welches das verdrängte, welches das überlagerte, welches das heraustretende Gesicht war. Man blickt Tote so an, Selbstmörder vor allem, um erkennen zu können: Vom Grund ihrer Augen aus wankt dem Betrachter ein Sterbender entgegen.

Er wolle die Erkenntnis ausschöpfen, »dass alles für nichts« ist. Davon war der wenig ältere Freund aus meinen Kindertagen wie besessen. »Dass dahinter nichts ist!« Er redete mir in die sperrangelweit offenen Augen, redete sich selbst in einen nihilistischen Rausch, so früh schon. Er hatte zuerst die Welt der Ideen entdeckt, dann die Welt und konnte also denken, ehe er erzählen konnte.

»Mach, dass du Land gewinnst«, wiederholte er. In seinem Mund bedeutete das nicht: Verschwinde, sondern erwirb sie rasch, die Fähigkeit, Abstand zwischen dich und die Welt zu bringen. Er blickte auf die Erde wie ein Kosmonaut und konnte keinen Eiffelturm, keinen Kölner Dom, keine Nordsee erkennen und keinen anderen Konflikt außer jenem, der die Welt eines Tages das Leben kosten könnte. Ein Untergangsversessener war er, den ich kaum verstand und der sich manchmal schon auf geschriebene Sätze berief.

Zur gleichen Zeit lernte ich meinen ersten Satz schreiben. Er lautete: »Heiner ist im Auto.« Ein enttäuschender Satz, von dem nichts ausging, den ich ohne Stolz schrieb, der keinen Sog besaß und den ich nie mehr brauchen sollte. Aus den Sätzen des Freundes dagegen drang das süße Gift des Pessimismus. Er besaß Aura und bewährte sich als das erste Ordnungsprinzip der kindlichen Welt.

Von meinen vier Großeltern sind drei erschossen worden. Ich kenne den Krieg nicht, bin aber unter den Augen von Hinterbliebenen aufgewachsen. Sie hatten nicht allein den Verlust in sich aufgenommen, sondern die Geschichte des Verlierens. Vom Krieg zu Leidensempfängern verurteilt worden, verbarrikadierten sie sich im Fatalismus.

Die einzige überlebende Großmutter hatte eine eigene Ikonographie für ihren Gram gefunden: Lebhaft interessierte sie sich für die Zeitungsfotos von in den Weltraum geschossenen Tieren: Affen, die mit einer zerdrückten Nase aus der Schwerelosigkeit heimgekehrt waren, der Raumhund Laika, dem, wie man damals glaubte, zu wenig Futter mitgegeben worden war, so dass er im Orbit verhungerte.

Meine Großmutter studierte diese Fotos mit dem Vergrößerungsglas, aß Dextropur mit dem Esslöffel dazu und versuchte, die Erfahrung der Reise im Blick der Heimgekehrten

zu rekonstruieren. Das machte sie heiter, selbst wenn unter dem Vergrößerungsglas manchmal kaum mehr erschien als eine Masse von Rasterpunkten.

Offenbar lag im Schicksal dieser dem Experiment geopfer- ten Tiere, in der Schwerelosigkeit, in der sie Opfer waren, im Mutwillen, mit dem man sie Gedeih oder Verderb auslieferte, etwas Symbolisches, das auf meine Großmutter heilsam wirkte, vielleicht, weil sich eine Gesellschaft darin fand.

Einmal, ich ging noch nicht einmal zur Schule, spielten wir in ihrem Häuschen Verstecken. Meine Schwester und ich deklarierten die fast achtzigjährige Greisin mit ihrem schlohwei- ßen Haar und ihren komischen, nach Zigarettenrauch und 4711 riechenden Seidenkleidern zur Hexe und legten das Spiel als »Hänsel und Gretels Revanche« an. Als wir die Großmutter hinter dem Bett aufgespürt hatten, überzogen wir sie mit Vorwürfen, geißelten sie im Spaß, stellten ihr Strafen in Aussicht, aber ich war es, der sagte: »Und froh sind wir, wenn du tot bist.«

Unter diesem Satz richtete sich die Großmutter – immer noch eingeklemmt in ihrem Versteck hinter dem Bett – zu Überlebensgröße auf. Sie konnte sich gerade nicht befreien, sagte aber mit großer Stimme und toderndem Gesicht: »Raus!« Wir dachten, sie wolle heraus aus ihrem Versteck, aber als ihr Arm mit den hellen Sommersprossen auf dem weißpudrigen Grund hochzuckte und mit ausgestrecktem Finger auf der Höhe der Tür einrastete, trollten wir uns.

Entlassen in ein moralisches Delirium, aus dem es kein Ent- rinnen gab, war mir nicht mehr zu helfen – gegen den stum- men Vorwurf meiner Großmutter nicht, die bis zu ihrem Tod, Jahre später, nur noch das Nötigste mit mir redete, und gegen den Selbstvorwurf auch nicht, mit dem ich ihren Vorwurf ge- wissermaßen beglaubigte.

Hatte ich unbewusst das Überleben dieser Großmutter als ihre Schuld empfunden? War das Spiel nötig gewesen, um et-

was Ernstem zur Selbstbefreiung zu verhelfen? War meine Anhänglichkeit an die Alte – als Liebe lässt es sich rückblickend, verzerrt durch das Prisma der Schuld, nicht mehr bezeichnen – getragen von einer Faszination für ihre Fähigkeit, dem Tod zu entkommen? Und war ihre Liebe zu den Weltraum-Tieren nicht Indiz für ihr sinnlos spezialisiertes Greisinnen-Alter? Das Gefühl der Schuld hat sie jedenfalls überlebt. Aber als sie starb, so viel weiß ich, mischte sich in das Bedauern die Erleichterung darüber, meiner Schuld nun wenigstens nicht mehr ins Auge sehen zu müssen. In diesem Gefühl erlebte die Schuld ihren nächsten Schub.

Ein offenbar geistig behindertes Kind wird von zwei jungen Frauen in kurzen Röcken durch eine Allee geschoben. Der Kinderwagen ist zu klein für das Kind, weil dieses dem Alter nach schon nicht mehr hineingehört. Außerdem geht sein Blick nur schielend in die Welt, erfasst aber ein einzelnes, vom Himmel taumelndes trockenes Blatt, besteht auf »Anhalten« und wendet den Kopf jetzt seitlich, um dem Blatt weiter folgen zu können, bis dieses liegt und liegen bleibt, von keinem Wind aufgehoben. Das Kind lässt es ruhen, ruht mit den Augen, mit dem Gemüt selbst auf dem Blatt und lächelt selig. Es wirkt, als sähe es gerade, was die Frauen nicht sehen: Schöpfung an sich, eine Kreatur namens Blatt. Das Kind schielt, aber mit einem Ausdruck, als könne es nur so der Natur auf den Grund gucken.

Kinder enthalten das Ideal der Menschheit. Während sie das scheinbar Sinnlose tun, spielen, werken, streunen, sieht man darin nicht die Bautätigkeit von Persönlichkeiten, die einmal Briefträger, Dienstleister, Formel-1-Fahrer werden. Natürlich sagt man nicht: Da geht der werdende Trickbetrüger, Hochstapler, Jahrmarktschläger, der Urologe, der Feldwebel. Wir

wollen uns Kinder »rein« vorstellen, vorhistorisch. Lieber machen wir für ihr Abweichen und Abirren eine widrige Umwelt, schädliche Einflüsse, Traumata verantwortlich, lauter Kräfte, die eine Persönlichkeit abrupt verändern, stören, vom Pfad abbringen können, der nie ein Pfad ist. Kinder werden gedacht als die Blaupausen zu idealen Lebensmöglichkeiten, nicht als tickende Zeitbomben eines vor der Selbstentfaltung zum Amoklauf stehenden Homunkulus. Schicksal und Aufklärung, so wird unterstellt, bestimmen seinen Weg. Alles kommt von außen. Da ist auch die Sicht besser.

Mit etwa sieben Jahren spielte ich in Gesellschaft von ein paar Schulfreunden auf dem Gelände einer Glasfabrik. Zwei der Jungen kletterten auf eine Palette voller Einweckgläser, kamen ins Rutschen und rissen die aufgestapelte Ladung mit sich. Der eine verstauchte sich das Bein, der andere wurde von den Scherben tranchiert. Das in alle Richtungen geflossene Blut verband die verstreuten Leichenteile.

Der Augenblick war rabiat und wuchtig, und während ich zusah, wie sich der Mund meines in seinem Blut liegenden Freundes öffnete, um zum letzten Mal seinen Kinderatem unhörbar in die Frühlingsluft entweichen zu lassen, hatte ich als der reglose Zuschauer meine erste Begegnung mit dem Ernst des Lebens, das ich hier wohl zunächst von ganzem Herzen anstaunte, weil es solche Tragödien schrieb.

Der Freund war ein Gezeichneter gewesen, zumindest kam es uns hinterher so vor, einer, der markiert und in diesem Adel unter uns war, ein »früh Vollendeter«, wie man ehemals gesagt hätte, »ein Todgeweihter«, den niemand als solchen erkannte. Der Tod des Freundes adelt auch die Hinterbliebenen, schon weil er die Dimension des Posthumen in ihr Leben bringt. Sie lassen zum ersten Mal etwas zurück, schließen ab und überleben.